

Johanna Adorján
Meine 500 besten Freunde

Johanna Adorján

Meine
500
besten
Freunde

Stories

Luchterhand

EIN TISCH IN DER MITTE

Wir saßen damals oft im Borchardt. Ein paar Jahrzehnte später waren wir tot, aber wir saßen oft im Borchardt damals und hielten das alles für sehr wichtig. Dass wir einen Tisch in der Mitte bekamen – einen der guten Tische, die nicht jeder bekommt –, dass wir mit ausgesuchter Höflichkeit von den Kellnern behandelt wurden, dass man uns hier und da ein Kompliment machte, das alles genossen wir sehr. Ich würde gerne sagen, dass Eva es mehr genoss als zum Beispiel ich, aber das wäre gelogen. Sie genoss es aber auch nicht weniger. Manchmal, wenn ich zur verabredeten Zeit ankam, mir den Mantel abnehmen ließ und mit einem raschen Blick den großen Raum durchmaß, und wenn ich sie dann wieder einmal schon dort sitzen sah, wie sie mir mit ihrem kleinen aufgemunterten Gesicht aus der Mitte zuwinkte, manchmal hatte ich da das Gefühl, vielleicht brauchte sie es mehr.

Eva war klein, atemlos und drollig. Ich mochte sie, weil sie klein, atemlos und drollig war. Ich kann nicht sagen, dass ich sie mochte, weil sie Mäntel mit echten Pelzkrägen trug, die sie aufzustellen pflegte, als stünde sie an einem zugigen Bahnsteig in Moskau und der Zar wäre eben tot. Ich mochte sie auch nicht für ihre Stimme, die immer so klang wie durchs Telefon, hoch und dünn und etwas gequetscht. Und ich mochte sie nicht für

ihre Art, mir immer und in allem recht zu geben. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass es eine Weile dauerte, bis ich es bemerkte. Vorher hatte ich sie einfach sehr sympathisch gefunden und mich gefreut, dass wir so mühelos in allen wichtigen Dingen einer Meinung waren. Nach einem Test, bei dem ich bei irgendeinem Thema einfach so, mittendrin, die Meinung änderte, eben noch für, auf einmal vehement gegen etwas war, und sie mir auch dabei folgte, als wäre nichts gewesen, verlor sie ein bisschen an Ansehen, aber ich mochte sie doch weiter. Es war nicht leicht, damals in Berlin Freunde zu finden. Von Freundinnen gar nicht erst anzufangen.

Auch an diesem Abend war sie vor mir da. Sie saß an einem der Tische in der Mitte, eine kleine Person, die beinahe versank in ihrem großen Mantel, der in meiner Erinnerung wieder einen Pelzkragen hat, obwohl das kaum so gewesen sein kann, denn es war Mai. Ich folgte dem Kellner, der mich an meinen Platz brachte. »Hallo«, sagte sie und legte den Kopf schräg, als hätte sie eine Frage gestellt. »Hallo«, sagte ich, »wie geht's?« Sie guckte misstrauisch, obwohl sie doch lächelte, ließ mich nicht aus den Augen, als hätte sie Angst, ich könne mich über sie lustig machen und sie würde es nicht bemerken. Sie schien gehetzt. Als müsse sie gleich wieder weg. Oder als habe sie eben etwas Schreckliches erfahren. »Alles in Ordnung?«, fragte ich. »Ja klar«, zirpte sie und fragte dann schnell viele Fragen auf einmal, wie es mir gehe, ob ich gesehen habe, Soundso seien auch hier, wie es Julia und dem Baby gehe, alles in betont lässigem Nebenbei, aber so schnell herausgefeuert, als gelte es, das Gegenüber auf Abstand zu halten. Zeit zu gewinnen. Sie wirkte nervös. Und so verloren in diesem großen Mantel, der vielleicht einen Pelzkragen hatte und vielleicht nicht.

»Was trinken wir?« Ich war für Gin Tonic, denn der Abend war jung, und so wollte ich mich fühlen. Eva sagte, Gin sei nichts für sie, sie nähme etwas anderes, was, daran kann ich mich nicht erinnern, und dann guckte sie wieder so von schräg unten, als vermute sie, ich verschweige ihr etwas. Wie es ihrem Sohn gehe, fragte ich. Und während sie mir erzählte, wie sehr er sich immer noch über das Geschenk freue, das ich ihm zu seinem Geburtstag gemacht hatte – Bettwäsche mit den Planeten des Sonnensystems, die im Dunkeln leuchten sollten, das aber nicht taten, wie sie sagte (was aber, wie sie sich hinterherzuschicken beeilte, gar nichts mache) – während sie dies erzählte, schälte sie sich aus dem Mantel und brachte ein abenteuerlich kleines schwarzes Etwas zutage, das vor ihrem riesenhaft unter dem Kinn hervorragenden Dekolleté mühsam mit einer kleinen Kordel zusammengebunden war. Wir bestellten. Als der Kellner gegangen war, entstand eine Pause, die länger dauerte, als angenehm gewesen wäre. Sie schien keine Frage stellen zu wollen, nicht einmal nach meiner Tochter, deren Patentante sie doch war. Ich war unsicher und versuchte meinerseits mit Fragen zu unserer gewohnten Form zurückzufinden. Wie lief es in der Arbeit? Was machte ihre Affäre mit diesem berühmten Schriftsteller, hatte sie sie während der Book Fair in London wiederbelebt? Wie ging es ihrem Mann, litt er noch an Depressionen? All das fragte ich nicht in dieser Offenheit, das wäre mir zu forsch vorgekommen, ich erkundigte mich vorsichtig, mich mit einzelnen Worten über längere Pausen hangelnd. Sie antwortete widerstrebend. Als hätte sie das alles nie erzählt. Als sei es unangemessen von mir, mich an all das zu erinnern. Als wolle sie sich nicht erinnern. Als sei ich lästig. Unser Treffen ein lästiger Termin, etwas, das zu absolvieren war, bevor sie end-

lich schlafen durfte. Denn sie schien müde. Müde, fahrig. Nicht wirklich da. Als wäre sie eigentlich schon wieder weg. Nur die Idee von ihr, diese atemlose Idee saß hier vor mir auf der Bank. Nein, sie wolle nichts essen, aber ich solle doch, ja, doch, unbedingt. Sie freue sich so mich zu sehen. Wie schade, dass sie morgen schon wieder nach Hamburg fahre. Wie schade, dass man sich so gar nicht gesehen habe.

Wir sehen uns doch jetzt, Eva.

Das Essen – ich hatte ein kleines Wiener Schnitzel bestellt, das im Borchardt mit Zitronenscheibe und Sardelle dekoriert auf lauwarmem Kartoffelsalat serviert wurde – war schnell gegessen, die Gläser schnell leer. Eva hatte noch während der ersten Viertelstunde zu gähnen begonnen, herzzereißende Gähnanfälle, ungeniert ausgeführt, ausgedehnt ausgegähnt, es war eine zunehmend unmögliche Situation. Ich fühlte mich, als hielte ich sie vom Wertvollsten ab, das ihr zu tun war: schlafen. Eva, wenn du müde bist, dann geh doch unbedingt nach Hause, sagte ich, doch sie schüttelte den Kopf. Neinnein, niemals, nun säßen wir doch hier. Wie zum Trotz winkte sie dem Kellner zu, er möge uns noch mal die gleichen Getränke bringen. Erst jetzt bemerkte ich, dass sie anders geschminkt war als sonst. Mutiger. Ihr Lippenstift hatte die Farbe eines Korallenriffs, die Augen hatte sie mit schwarzem Kajal ummalt. Sie sah dadurch nicht unbedingt hübscher aus und vielleicht sogar eine Spur älter, aber es hatte etwas entschlossen Weibliches, das ihr stand.

Wir hatten uns auf dem Fest eines gemeinsamen Bekannten kennengelernt, das wir beide in der Küche zubrachten. Uns war an diesem Abend wohl beiden nicht nach Gesellschaft gewesen – ich war mit meinem Mann gekommen, der sich den ganzen Abend glänzend auf dem Balkon unterhielt, Eva war alleine

da. Und nachdem sie mich dabei ertappt hatte, wie ich, als wieder einmal eine besonders laute Wolke aus Partygelächter über den Flur wehte, kurz die Augen in Richtung Decke verdrehte, waren wir Komplizinnen und beschlossen, das Beste daraus zu machen. Ich ging mit dem Gefühl, zu viel geredet zu haben, aber ich wusste nicht mehr genau, was. Ihr schien es ebenso zu gehen, denn zwei Tage später schickte sie mir eine Mail, in der sie sich über die Maßen entschuldigte. Der Rotwein, und so weiter. Und dann verabredeten wir uns und erzählten uns vermutlich noch einmal dieselben Sachen und beim nächsten Mal wieder, weil wir uns nie merken konnten, was wir schon gehört, was erzählt hatten. Der Rotwein, und so weiter.

An jenem Abend, an dem Eva sich Kajal um die Augen gemalt hatte, waren außer uns im Bereich in der Mitte des Borchardts, diesem Bereich, der durch die roten Samtrückenlehnen der Sitze abgezirkelt war: ein Filmregisseur, der in früheren Nächten betrunken mit Gläsern geworfen hatte, um seinen eitel-berauschten Monologen Nachdruck zu verleihen, in Begleitung einer jungen Frau; ein berühmter Modemacher, den außerhalb Berlins niemand kannte, und seine zu blonde und laute Entourage; ein reicher Maler und sein noch reicherer Galerist; ein paar Geschäftsmänner in zu schwarzen Anzügen, die ständig zu ihrem Nachbartisch sahen, an dem drei Frauen Champagner tranken, die als Models durchgegangen wären, hätten sie nicht alle drei operierte Brüste gehabt; und ein Japaner, alleine, der auch bald ging. Ich erinnere mich an diesen Abend, als wäre er ein Film, den ich oft gesehen habe. Aber die Kamera zeigt nie unseren Tisch. Wie haben wir wohl gewirkt, an diesem Abend, wir zwei Frauen am linken Eckstisch des Mittelbereichs? Die dunkelhaarige Eva mit ihren fahrigten Bewegungen, dem grellen Lip-

penstift und dem gewagten Ausschnitt, der ihr selber im Laufe des Abends immer unangenehmer zu werden schien. Am Anfang verschränkte sie oft die Arme davor, später dann hielt sie die Speisekarte in Brusthöhe vor sich, die sie womöglich eigens zu diesem Zweck hatte kommen lassen, denn weder sie noch ich warfen noch einen Blick hinein. Und ich, die ich seit dem Vorabend nicht zuhause gewesen war, und mich zunehmend unwohl fühlte in den Kleidern, die ich seit dem gestrigen Morgen trug. Sah man uns an, dass wir uns fühlten wie Schauspielerinnen, denen der richtige Ton verrutscht ist?

Ich versuchte noch eine Weile, ein Gespräch in Gang zu setzen, bemühte mich um einen lockeren Plauderton, knüpfte an Themen unserer jüngst vergangenen Treffen an. Nichts half. Eva gähnte und sah immer öfter zur Tür, oder bildete ich mir das ein, sie schien auf etwas zu warten, was aber nicht eintrat. Manchmal brachen ein paar Sätze aus ihr heraus, sie sprach von einer abgebrochenen Diät und von Ärger in ihrem Verlag. Dann sagte sie einmal so lange nichts, dass ich erst dachte, sie überlege gerade etwas und schließlich befürchtete, sie schlafe gerade ein. »Komm«, sagte ich irgendwann, »lass uns gehen. Du bist ganz müde, das ist doch nicht zu übersehen.« Da guckte sie mich auf einmal wütend an, vielleicht war es auch eine andere Gefühlsregung, sie schien jedenfalls zu nichts zu passen, was vorangegangen war. Sie verschränkte die Arme vor der Brust, fragte »Kann ich so gehen?« und stand auf. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. »Ich bin so dick«, sagte sie vorwurfsvoll, drehte sich um und ging in Richtung der Treppe, die hinab zu den Toiletten führte.

Was für ein seltsamer Abend. Was für eine Erleichterung, endlich kurz allein zu sein. Ich blickte mich um, zog grüßend

die Augenbrauen hoch, als der Regisseur mich erkannte und schenkte einem vorbeilaufenden Kellner ein Lächeln, auf das ich ein Nicken als Antwort bekam. Wie beruhigend mir diese kleinen Gesten vorkamen, die an diesem Abend genauso funktionierten wie an jedem anderen. Dann konnte es doch wohl nicht an mir liegen?

Als Eva zurück an den Tisch kam, schien eine Verwandlung in ihr vorgegangen zu sein. Sie wirkte heiter, beinahe gelöst. Sie setzte sich, wobei mir ihr Busen entgegenwogte, aber es schien ihr jetzt nichts mehr auszumachen, sie hatte sich die Lippen nachgezogen und roch deutlich nach Seife. »Na?« Sie wirkte unternehmungslustig, der kurze Gang zur Toilette schien sie erfrischt zu haben. Sie strahlte mich an. »Du hast da was«, sagte sie und tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die seitlichen Schneidezähne. Ich fasste mir an die betreffende Stelle. »Hier?« »Nein«, sagte sie, »andere Seite.« Ich zog meinen Finger auf die andere Seite, »hier?« Sie schüttelte den Kopf. »Weiter hinten.« »Jetzt?« Wieder schüttelte sie den Kopf. »Dazwischen.« Sie sagte es mit gesenkter Stimme, als dürfe uns niemand hören. »Hier?« Ich war verunsichert. Was konnte dort sein? Ein Blättchen Petersilie vielleicht, aber war das so schlimm? »Warte, ich müsste eigentlich ... einen Spiegel ...«, sagte Eva und begann in ihrer Tasche zu wühlen. »Weg?«, fragte ich, nachdem ich mit meinem Zeigefinger ein paarmal den betreffenden Zahnzwischenraum entlangefahren war. Sie guckte hoch und mir prüfend auf die Zähne. »Immer noch«, sagte sie. Ich fuhr noch einmal mit dem Fingernagel zwischen meinen Zähnen entlang. »Jetzt?« »Lass sehen.« Sie guckte mir in den Mund, den ich wie beim Zahnarzt geöffnet hielt. Die Situation war nicht erfreulich. Ich kam mir ausgeliefert und hilflos vor. »Hast du einen Spiegel?«, fragte ich.

Sie machte ein bedauerndes Gesicht und zog entschuldigend die Schultern hoch. Leider lag auch kein Messer mehr auf dem Tisch, in dem ich mich hätte spiegeln können, die Kellner hatten längst abgeräumt. »Warte, ich gehe schnell aufs Klo«, sagte ich, stand auf und lief mit gesenktem Kopf durch den Raum, der mir auf einmal viel zu hell vorkam.

Unten auf der Damentoilette brachte ich mein Gesicht nah an den Spiegel, legte den Kopf zurück und öffnete den Mund. Aber da war nichts. Nur Zähne, die sich einer ordentlich an den nächsten reihten. Komisch, dachte ich, als ich die Treppenstufen wieder hinaufging. Seltsam. Was war davon zu halten? Erst später erfuhr ich, dass Eva an diesem Abend schon wusste, dass ich sie seit Monaten mit ihrem Mann betrog.

NADJA VON STETTIN

Folgende Geschichten kursierten über Nadja von Stettin:

- Sie soll einem Journalisten, während dieser ein Interview mit ihr führte, die Hand zwischen der Knopfleiste ihrer Bluse hindurch geführt haben (sie trug keinen BH)
- Sie soll einmal mitten auf den Fußgängersteig einer belebten Straße gepinkelt haben, einfach so, weil sie musste
- Einem relativ bekannten amerikanischen Independentfilm-Regisseur soll sie auf einem Berlinale-Empfang im Vorbeigehen in den Schritt gefasst haben
- Während des Gallery-Weekends vor zwei oder drei Jahren soll sie auf einer Vernissage in einem sehr kurzen Minirock auf einer Box getanzt haben, ohne Slip
- Sie soll einmal in eine Schlägerei mit der Frau des Chefredakteurs einer großen, konservativen Zeitung, einer geborenen von Bismarck, verwickelt gewesen sein
- Sie soll einmal eine Bekannte zu sich nach Hause eingeladen und dieser dann nackt die Tür geöffnet haben. (In einer anderen Version der vermutlich selben Geschichte waren es mehrere Leute, denen sie nackt die Tür öffnete.)
- Vor ihrem Einzug soll sie ihre Wohnung einer Cleansing-Zeremonie gegen böse Geister unterzogen haben

- In Wahrheit soll sie gar nicht adlig sein
- Sie soll mit ihrem Freund, einem französischen Künstler, der in Paris wohnte und nur gelegentlich in Berlin war, eine offene Beziehung führen
- Unter anderem war sie mit einem gut aussehenden, verheirateten Kameramann knutschend auf der Torstraße gesehen worden
- Natürlich wurden ihr auch Affären mit Regisseuren nachgesagt, mit denen sie gearbeitet hatte, sogar mit einem, von dem es hieß, er sei schwul
- Sie soll sich Botox spritzen lassen, allerdings nur in minimalen Dosen (angeblich ließ sie es in einer Privatklinik in der Französischen Straße machen)
- Sie soll vor Jahren eine Affäre mit einem SPD-Spitzenpolitiker gehabt haben
 - Kokain nehmen
 - mit ihrem Alter schummeln

Sogar über ihren Hund, eine grimmig aussehende Bulldogge, kannte Friederike Gerüchte. Es hieß, er esse nur Rinder-Tatar. Und angeblich nahm Nadja von Stettin ihn mit in die Badewanne. Friederike hielt beides für Unsinn, während an den Geschichten über seine Besitzerin irgendetwas dran sein *musste*, so hartnäckig wie sie sich hielten. Es gab wahrscheinlich in ganz Berlin keine Person, über die so viel geredet wurde wie über Nadja von Stettin, zumindest war Friederike in den acht Jahren, in denen sie hier lebte, keine untergekommen. Und irgendwie konnte sie es verstehen. Sie hatte oft im Zuschauerraum miterlebt, wie von Stettin alle Schauspieler, die mit ihr die Bühne teilten, zu Statisten degradierte, einfach so, durch bloße Anwesenheit. Es war Friederike unerklärlich, wie sie es machte.

Irgendetwas hatte sie, das andere nicht hatten, und was es auch war – mit ihrem Aussehen hatte es nichts zu tun. Sie war keine Schönheit, jedenfalls keine, die auf Fotos etwas hermachte. Ihre Haare waren irgendwas zwischen blond und braun, sie war normalgroß, normalschlank, hatte eine unauffällige, vielleicht etwas spitze Nase und einen Mund, der von Weitem aussah wie ein Strich. Und trotzdem sah das Publikum immer nur auf sie. Die Natürlichkeit, mit der sie sich auf der Bühne bewegte, ließ sich höchstens mit der von Kindern oder Tieren vergleichen. War sie nicht auf der Bühne, wurde im Saal geraschelt und gehustet, trat sie auf, wurde es mit einem Mal totenstill, nur hier und da stieg aus irgendeiner Reihe ein Kichern auf, das Friederike sich damit erklärte, dass von Stettins Gespür für Pointen bekannt war und einem nun wohl bald kommenden Lacher schon ungeduldig entgegengefiebert wurde. Mit ihr zu spielen, musste für ihre Kollegen die Hölle sein.

Am allermeisten mochte Friederike vielleicht ihre Stimme. An manchen Abenden klang sie so weich und unschuldig wie die eines zwölfjährigen Chorknaben, an anderen schien irgend etwas mit ihren Stimmbändern kaputt zu sein. Einmal hatte Friederike sie vollkommen heiser erlebt. Sie hatte nur noch ein Flüstern herausgebracht und war trotzdem bis ganz hinten im Saal, wo Friederike auf einem der billigen Plätze saß, besser zu verstehen gewesen als ihre Kollegen. Und das, obwohl diese, wie an jenem Haus üblich, ihren Text hauptsächlich brüllten. Die Kritiker nannten sie »Diva«, »die von Stettin«, oder »ihre Majestät«, wobei Letzteres natürlich ironisch gemeint war. Vor allem den Älteren unter ihnen war ihre unorthodoxe Spielweise, die jeder klassischen Aufführungspraxis widersprach, ein Dorn im Auge, und Dorothea Korn, die wichtigste Theaterkritikerin

des Landes, hatte von Stettin sogar einmal als »Klytämnestra des modernen Theaters« bezeichnet, ein Name, der an ihr haften geblieben war.

Ein Mal nur hatte Friederike sie außerhalb des Theaters erlebt. Sie war mit ihrem Hund an der Leine in das Unterwäschegeschäft gekommen, in dem Friederike sich gerade befand. Obwohl es ein grauer Tag gewesen war, hatte von Stettin eine Sonnenbrille getragen. Sie hatte sich lange im Laden aufgehalten, mal dieses, mal jenes Wäschestück aus den Regalen genommen und so getan, als bemerke sie die Blicke der anderen Frauen nicht, die sie von allen Seiten musterten und ihrerseits so taten, als seien sie in die ausliegende Ware vertieft. Schließlich hatte sie die Verkäuferin mit ihrer berühmten, an diesem Tag glockenhellen Stimme gefragt, ob es ein bestimmtes Höschen auch in einer kleineren Größe gäbe. Nachdem sie gegangen war, hatte Friederike sich dasselbe Modell gekauft. Es entsprach zwar eigentlich nicht ihrem eigenen Unterwäsche-Geschmack, der für verspielte Details wie seitlich zu bindende Schleifen keinen Sinn hatte (da diese unter Stoff doch nur auftrugen), doch sie fühlte sich nun jedes Mal, wenn sie diese Unterhose trug, als würde die Wahl der Schauspielerin auf ihren eigenen Charakter abfärben. Irgendwie wagemutiger als sonst, und sie dachte auch öfter an Sex.

An diesem Abend trug Friederike allerdings ein anderes, gröberes Modell. Sie war mit Klaus im Theater gewesen. Auf dem Spielplan hatte »Geröll und Widerstand« gestanden, eine Bühnenadaption des wohl bekanntesten Romans eines zeitgenössischen litauischen Schriftstellers, von dem Friederike nie zuvor gehört hatte. Es war viel von Flucht und Krieg die Rede gewesen, aber das Ensemble war trotzdem in glitzernder Abendgar-

derobe aufgetreten und das Bühnenbild hatte nach Jahrmarkt ausgesehen. Ein glatzköpfiger Mann in Lederjacke, von dem Friederike annahm, es könnte der Autor selbst gewesen sein, hatte mitten im Stück relativ unvermittelt einen langen Monolog in einer fremden Sprache (vermutlich litauisch) gehalten, anschließend war minutenlang sehr laut Rockmusik eingespielt worden, während zwei der männlichen Darsteller die Frau vergewaltigten, die von Nadja von Stettin gespielt wurde. Unter Umständen hatte es sich dabei um eine Liebesszene gehandelt, das hatte sich Friederike nicht vollständig erschlossen, da sich diese Szene hinter der Bühne abgespielt hatte und in verwickelten Live-Videobildern auf eine Leinwand übertragen worden war. Die Musik jedenfalls hatte einen Gewaltakt nahegelegt. Leider hatte es keine Pause gegeben, und da ihre Plätze sich in der fünften Reihe Mitte befunden hatten, mussten sie, um nicht unnötig für Unruhe zu sorgen, die vollen drei Stunden im Saal ausharren, bis der höfliche Applaus verebbt und der dritte und letzte Vorhang gefallen war.

Klaus hatte die Inszenierung anschließend »schwierig« aber »mal was anderes« genannt und Friederike, während sie an der Garderobe anstanden, von einer Reise nach Polen erzählt, die er vor Jahren unternommen hatte und die ihm vermutlich wegen der geographischen Nähe zu Litauen wieder eingefallen war. Nachdem er ihr vom Warschauer Nachtleben in den mittleren neunziger Jahren vorgeschwärmt hatte und von dort auf Breslau (heute Wrocław) zu sprechen gekommen war, wo er, was er bedauerte, noch nie gewesen war, hatte er – inzwischen hatten sie das Theater verlassen und liefen in Richtung eines nahe gelegenen italienischen Restaurants – gedanklich die Grenze zu Deutschland und zur Gegenwart überquert und war, als sie be-

sagtes Restaurant betraten, eben dabei, Friederike von seinem neuesten Projekt zu erzählen, einer Reality Show, in der heute erwachsene Opfer von Kindesmissbrauch auf die Täter von damals treffen würden, unter Aufsicht von Psychologen natürlich, und das Ganze auch nicht live, sondern vorab aufgezeichnet und von einer Frau moderiert, die Friederike bislang ausschließlich als Wetterexpertin bekannt war. »Keine leichte Kost«, sagte er zweimal und schüttelte den Kopf.

Obwohl es ein Freitagabend war und das Restaurant dementsprechend gut besucht, war einer der langen Holztische im Hauptraum frei, und nachdem die Kellnerin sie gemustert und offenbar für ambientetauglich befunden hatte, nahm sie das Reserviert-Schild herunter und wies ihnen zwei Plätze zu. Friederike vertiefte sich sogleich in die Speisekarte. Ihr hatte die Inszenierung überhaupt nicht gefallen, woran selbst der Auftritt von Nadja von Stettin nichts hatte ändern können, die nach der Vergewaltigungsszene erst wieder zum Applaus auf der Bühne erschienen war. Das wollte sie Klaus gegenüber aber auf keinen Fall erwähnen. Nicht nur, weil es ihr unhöflich vorgekommen wäre, schließlich hatte er die Karten besorgt. Sondern auch, weil er einer dieser Männer war, die etwas Kritisches aus dem Mund einer Frau vollkommen aus der Fassung zu bringen schien. Sie hatte mehrmals erlebt, wie verstört er auf negative Bemerkungen ihrerseits reagierte, selbst wenn es dabei um Nebensächliches ging wie zum Beispiel die neuen Gebäude auf der Friedrichstraße, die sie einmal als »Verbrechen an der Menschheit« bezeichnet hatte, eine Ansicht, der ihrer Meinung nach nur ein Blinder ernsthaft widersprechen könnte, doch Klaus hatte erschrocken sofort das Thema gewechselt und war partout nicht wieder darauf zurückzubringen gewesen. Ein anderes Mal wa-

ren sie wegen einer bestimmten französischen Zigarettenmarke in eine etwas irritierende Gesprächssituation geraten. (Friederike hatte die Meinung vertreten, wer Gauloises nicht richtig aussprechen kann, solle halt eine andere Marke rauchen.) Seither vermied Friederike jede kontroverse Bemerkung in seiner Gegenwart. So wichtig war es schließlich nicht. Sie kannten sich jetzt seit über zwei Jahren und noch nie war zwischen ihnen etwas geschehen, das über Wangenküsse hinausgegangen wäre. Friederike fand ihn *nett*. Sie traf sich mit ihm, wie man sich mit einem alleinstehenden, älteren Verwandten trifft: in der schönen Gewissheit, dem anderen etwas Gutes zu tun.

An diesem Abend trug Klaus ein rosafarbenes Hemd, das sich mit den roten Bügeln seiner randlosen Brille entschieden biss. Es war, wie das kleine Emblem auf der Brust verriet, von einer teuren Marke, was nichts daran änderte, dass ihm die Farbe nicht stand. Seine dunkelblonden Haare waren im Rückzug begriffen, was noch übrig war, lag ihm wie ein welker Blumenkranz um den Kopf. Ich bin einfach zu groß für meine Haare, hatte er in ihrem Beisein mehr als einmal gescherzt, und dass er selbst darüber jedesmal am lautesten gelacht hatte, war natürlich eigentlich sehr nett. Friederike hatte sich ihrerseits mit ihrem Aussehen keine besondere Mühe gegeben. Pullover, Jeans – immerhin hatte sie hohe Schuhe an. Im Theater war sie damit mittlerer Durchschnitt gewesen, im Restaurant kam sie sich underdressed vor. Um sie herum waren lauter Paare, die aussahen, als hätten sie sich für einen Stadtbesuch schick gemacht. Am Nebentisch saß allen Ernstes eine Frau mit Hut.

Nachdem sie bestellt hatten, sprang das Gespräch, das keinen roten Faden finden wollte, von Thema zu Thema, ohne jemals auch nur in die Nähe von irgendetwas zu geraten, das Friede-



Johanna Adorján

Meine 500 besten Freunde

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87354-1

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2013

Erzählungen aus dem neuen Berlin.

Eine angetrunkene Jungschauspielerin. Eine schillernde Theaterdiva. Eine aggressive Yogalehrerin. Eine vergessene Filmlegende. Eine durchtriebene Feuilleton-Praktikantin. Zwei Freundinnen, die sich wahrscheinlich zum letzten Mal treffen. Ein eitler Journalist, der fest damit rechnet, die Goldene Edelfeder verliehen zu bekommen. Ein verunsicherter Bestsellerautor, der seinen Lektor von den Qualitäten seines miserablen zweiten Romans zu überzeugen versucht.

Die Protagonisten der Stories in »Meine 500 besten Freunde« sind ständig damit beschäftigt, etwas darzustellen, bestenfalls sich selbst. Es ist das Personal, das im Berlin von heute allabendlich die Tische in den teureren Restaurants bevölkert, wo dann manchmal, wenn alles passt, so ein Flirren in der Luft liegt. Kurz. Sie sind eitel, verzweifelt, an sich selbst berauscht, angestrengt, rührend und lächerlich – und sie gäben viel darum, irgendwie bedeutender zu sein.

 [Der Titel im Katalog](#)